
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 203 Bromberg, den 5. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

An der Hütte angelangt, setzte er sich auf das Bänkchen, öffnete mit feierlicher Miene den Postsack und zog zum Erstaunen des Toni einen dicken, großen Brief hervor. Der Rottenmanner wollte danach langen, aber der Seppl sagte amtlich:

„O na — z'erscht muaßt an Zeddel unterschreiben, daß i da dös Briaferl richti abgeben hab'."

Er suchte nach dem Einschreibezettel, fand ihn und auch ein winziges Endchen Bleistift. Das leckte er sorgsam ab und gab beides dem Toni.

„Da drunt' — da muaßt schreiben: Anton Rottenmanner — Bauer in Oberdorf. Und daß heut der Achtzehnte is!" sagte er.

Für Tonis steife Finger war es keine Kleinigkeit, auf dem dünnen Blättchen Papier Namen und Datum unterzubringen. Es gelang schließlich doch, nachdem der Toni dazu als Unterlage die Hüttenwand benutzt hatte.

„Hiatzt kriagst das Briaferl!" sagte der Seppl ehrfürchtig. „Dös kimmt von weither — aus Amerika! Hast leicht an Bekannten dorten?"

Nein, der Toni, der das Schreiben in den Fingern drehte und die vielen fremden Briefmarken und Poststempel anguckte, hatte keinen Bekannten dort.

Auch die Schrift war ihm unbekannt. Da stand mit schwarzer Tinte in fließenden, schönen Buchstaben — zuerst in der Mitte:

Austria

dann:

Herrn Anton Rottenmanner, Bauer in Oberdorf
Post Steinach-Irding.

Als der Toni den Brief umdrehte, da sah er hinten geschrieben:

Aufgeber: Ladislaus von Meszléni, Montreal, Canada.

Dies alles hatte der Toni mühevoll entziffern können.

„Ah — da schau her!" meinte er erstaunt und verblüfft.

Der Seppl sah neugierig und fragend auf den Toni.

„Woaßt hiatzt, von wem dös Briaferl is?" fragte er.

Aber der Toni war ein echter Gebirgsbauer und wenig mitteilsam.

„Ja — i waß es hiatzt", sagte er. „Is halt von an' Bekannten."

Er gab dem Seppl zuerst einen Schnaps und dann die Hand, dankte für den Brief, und der Alte trollte sich weiter, dem Pfarrhaus zu.

Der Toni aber stand und drehte den dicken Brief noch immer in den Fingern. Endlich faßte er einen Entschluß.

„Hannes", rief er in die Küche hinein, „bist fertig mit'm Essen? I möcht' mi a bissel eilen. — I muaß aufi zum Kralizek."

Der Hannes war fertig. Langsam und bedächtig aßen sie. Der Rottenmanner war schweigsamer als sonst. Nach der Mahlzeit jedoch lächelte er dem Buben zu und meinte: „Heut' hast es aber ganz guat g'macht, Bub!" Dann stand er auf und ging hinüber zum Wenzel Kralizek. Den Brief hatte er in der Joppentasche. Ungeöffnet. Der Wenzel konnte besser lesen.

Von dem wollte er sich das Schreiben vorlesen lassen.

Der Wenzel saß trotz des Kaisers Geburtstag auf seinem Schneidertisch und nähte an einer Hose für den Ladenhausen. Als der Rottenmanner eintrat, sah er auf. Er mußte im Gesicht des Freundes etwas bemerkt haben, einen Zug, der ihm fremd erschien. Fremd und wichtig. Er legte die Arbeit beiseite und sagte: „Na, Toni, kommst a amal aufi zu mir? Aber mir scheint, du bringst ma ka Arwat."

Der Rottenmanner schüttelte dem Wenzel die Hand und zog sich einen Stuhl herbei.

„Dös, was i von dir will — dazua muaß i mi setzen", meinte er. „Aber i glaub' schier, daß d' ka Ahnung hast, warum i zu dir aufig'stiegen bin."

Der Wenzel wurde neugierig.

„Hast eppa doch a Arwat kriagt?" fragte er.

Der Toni schüttelte den Kopf.

„Naa — naa", sagte er, „Arwat hab' i kane. Aber — an' Briaf sollst ma vorlesen — an Briaf, der was vom klan' Ungarn kommen is, heut, aus Amerika!"

Der Kralizek war baff. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „A so was — a so was!" rief er. „Hiatzt hat a no g'schrieben! — Wo is a? Is a g'sund? Was tuat a machen? In Amerika? Na, so was!"

Der Rottenmanner zog den Brief aus der Tasche und reichte ihm den Wenzel. Mit spitzen Fingern nahm der das wichtige Dokument, besah es von allen Seiten, liebäugelte mit den vielen merkwürdigen Marken und griff endlich zu seinem Messer, mit dem er die Nähte zu trennen pflegte. Langsam und vorsichtig fuhr er mit der Schneide den oberen Rand entlang. Der Brief war offen.

Einige engbeschriebene Blätter und noch einen kleineren, geschlossenen Brief zog er aus der Hülle. Er begann stumm die Aufschrift zu lesen.

Aber es war etwas anderes, Gedrucktes zu lesen oder eine enge, ausgeschriebene Männerhandschrift aus einem Briefe zu entziffern. Mühsam las er Wort für Wort.

„Montreal — Province de Québec..."

„Québec...? Québec...? Jessas — dös is ja nix oder gar a fremde Sprach?" Er suchte die Buchstaben zusammen. Es gelang nicht. Immer wieder begann er: „Montreal — Province de Québec..." Dann blieb er stecken.

„Woaßt", sagte er verlegen, „was in die Bücher druckt is, dös kann i ganz guat lesen. Aber a Handg'schriebenes? Dös is a andere Sach. Dös is schwerer. I mach' da an' Vorschlag. Geh ma abi zum Gairinger, der is a G'studierter, der wird dös G'schriebene mit Leichtigkeit lesen können."

Dem Rottenmanner war's recht. Er legte den Briefbogen wieder in den Umschlag, versorgte ihn umständlich, und beide machten sich auf den Weg zum Gairingerhof, wo sie nach einer guten halben Stunde eintrafen. Schon von ferne hörten sie den scharfen Kommandoton der Gairingerin,

die vor dem Stallgebäude stand und mit einem Knecht eine scharfe Auseinandersetzung hatte. Das heißt, sie schrie und der Knecht hielt das Maul.

Als der Wenzel an die Umzänung trat und nach dem Sepp fragte, fuhr die Bäuerin herum und rief zornig: „Da Sepp? Waß da liabe Herrgott, wo der faule Lackel steckt! I muaß mi schinden und plagen, und er tuat umanander strolchen. Von der Arwat lauft a davon, mir scheint, der is wieder amal abi zum Ladenhausen. Dort sitzt a g'wiß mit'm Lumpen, dem Zinner, und da saufens und tuan Raubersg'schichten vom Kriag derzählen, dö Tagedieb."

„Na — na, Gairingerin", begütigte der Wenzel, „muaßt net immer so hantig sein! Leicht drum geht da Sepp immer in die andern Höf."

Er grüßte, sie ließen die verblüffte Bäuerin stehen und wandten sich zum Hang gegenüber, auf dem der Ladenhausensche Hof stand.

„Mir scheint, Toni", sagte der Wenzel lachend, „mir kommen heut nimmer dazua, dös Briaferl zu lesen!"

Richtig saß der Sepp beim Mathes auf der Hausbank, der Peter saß daneben; alle drei hatten die Pfeifen im Munde und pafften blauen, übelriechenden Rauch in die reine Almluft.

„Grad ham' ma von euch g'redt!" rief der Mathes erfreut. „Kimmts her und tuats enk setzen. Mi haben s' aus der Stuben außig'schmissen, weil da Bua schlafen muaß. Und der kann a mei Pfeifen net brauchen. Was tuat si? Was gibt's Neuches? Habts a Arwat?"

Die ewige Frage: Arbeit!

Mit wichtiger Miene winkte der Wenzel ab.

„Naa — a Arwat ham' ma kane — aber an Briaf vom klan' Ungarn ham' ma kriagt — aus Amerika!" sagte er.

„Ah — da schau her!" sagte der Mathes. „Was schreibt a denn? Is a wohl g'sund? Wo tuat a arwaten?"

„Dös waß ma no net. Mir ham' die Handschrift schwar lesen können. Da san ma zum Sepp abi. Die Gairingerin hat uns herg'schickt. Fuchti is g'wesen, dei Muatta, mei liaba Sepp. Da san nur a so dö Funken g'flogen. An' Tagdiab hat sie di g'nennt."

Der Gairinger lachte. Er nahm die Zornausbrüche seiner gestrengen Mutter nicht so ernst. Ganz genau wußte er, daß unter der rauhen Oberfläche ein gutes liebevolles Herz schlug. Jetzt stand er auf:

„Da san ma — i, da Mathes, da Wenzel, da Peter, da Toni. Wann ma hiatzt no übrigengan zum Florl, da kriag ma erschtens an guaten Schnaps, dann is a da Heinrich da, und — zum zweiten — die Zweite MG is wieder amal bei'nander. Und weil ma ja den klan' Ungarn alle a bissel gern g'habt ham', so wer i dort, beim Florl, dös Briaferl valautbaren!"

Vor dem Hof ließ der Zinner einen schrillen Pfiff los, der wie ein Peitschenknall die Stille schnitt. Der Florl steckte seinen Kopf aus dem Schweinestall, der Heinrich kam vom Heuboden heruntergerumpelt, und die Katharina, die resche Kathel, stand plötzlich mit in die breiten Hüften eingestemmten Armen in der Wohnhaustür und sah mißvergnügt die Gesellschaft ankommen.

„Seids schon wieder amal da, ös faule Lackeln? Habts denn no immer ka Arwat net?" schrie sie zum höflichen Willkomm.

Der Florl duckte sich. Dann aber gab er sich einen Ruck und meinte:

„Na — na, nur net harb sein! Dö Männer kemmen ja zu mir, net zu dir. Mir ham' was G'schäftliches mitananander."

„Ja — was G'schäftliches!" höhnte die Dirn, „mit an Schnaps und so!"

Dann wandte sie sich, daß die Röcke flogen, und verschwand in der Küche.

„Was is?" fragte der Florl. „Dös is guat, daß wieder amal anmarschiert seids. I waß von dera vüllen Kommandiererei scho gar net mehr, ob i a Mandel oder a Weibel bin. Da Heinrich, der feige Kerl, der hockt d' ganze Zeit über am Heuboden und traut sie net abi."

Der Fiederer grinste.

„I will ja a net heiraten!" meinte er.

„Alsdann, Florl", begann der Gairinger in die Wechselrede einzugreifen, „kommts eini in die Stuben, her mit an Stamperl Enzian, und da wer i a Briaferl vorlesen. Am Toni is a kommen, aber g'wiß is a für die ganze Zweite MG — aus Amerika!" fügte er bedeutsam hinzu.

Der Florl wurde geschäftig. Er führte die Freunde hinein in die Stube, wischte den großen Tisch ab und nötigte zum Sitzen. Draußen, in der Küche, schmiß die resche Kathel mit Blech- und Kupfergeschirr, daß es nur so eine Art hatte.

„Bei dem Lärm kann i net lesen!" erklärte der Sepp kategorisch.

„Na, Florl, trau di außi in die Kuchel, wann't Kurasch hast!" stichelte der Heinrich.

Der Mathes aber, der hatte einen guten Einfall. Er ging in die Küche, machte ein trauriges Gesicht und sagte scheinheilig: „I woaß net, Kathel, aber mit mei Buam is was net in Ordnung. Er schreit alleweil. I moan, dös Baucherl zwickt oder so was. Die Aloisia is scho ganz g'schreckt. Möcht'st net a Sprüngerl übri tuan, weil do da Bua gar so vüll halten tuat von dir?"

Die Kathel hörte auf, mit dem Geschirr zu schmeißen.

„Du Tepp, warum hast es denn net glei g'sagt?" schrie sie erbost. „Dös Würmerl, dös arme! Glei spring i übri mit an Kamüllentee. Natürli, wann halt die Kathel net da is, da schaut ka Mensch net auf den Buam."

Gleich darauf sah man die Katharina in fliegender Hast über die Almweide laufen.

Das Feld war rein.

Der Mathes trat wieder in die Stube.

„Setzts enk, hiatzt is die Luft sauber. Dö Kathel kimmt vor a paar Stund net mehr. Dö hab' i vasorgt. Daham werden s' keppeln und den Buam hitschen und über uns schimpfen."

Er lachte.

„Los mit dem Briaferl!" sagte er, sich zu den anderen setzend.

*

Die Zweite MG-Abteilung — steirische Schützen — war vollzählig versammelt. Nur der Hund fehlte. Der saß beim Hannes und leistete dem Buben Gesellschaft.

Die Männer hatten jeder ein Gläschen Heidelbeerschnaps — der Enzian war für diese Gelegenheit doch etwas zu stark — vor sich; die Pfeifen wurden in Brand gesetzt, und die Männer machten erwartungsvolle Gesichter, als der Gairinger den dicken, mit den fremden Postwertzeichen beklebten Brief auf den Tisch legte.

Feierlich zog er die eng beschriebenen Blätter aus dem Umschlag, entfaltete sie und begann:

„Mein lieber Freund Anton Rottenmanner, meine lieben Freunde von der Zweiten MG!

Werdet Ihr mich nicht schon in Euren getreuen Herzen undankbar gescholten haben, da ich trotz meines Versprechens, zu schreiben, nichts von mir hören ließ? Wollet mir verzeihen, liebe Freunde — —

(Hm — da is gar nix zum verzeihen — Is a liaber Kerl! Allgemeine Zustimmung)

und hören, wie sich mein Leben gestaltet hat, seitdem ich Euch in Steinach verlassen habe. Ich wurde zuerst nach Wien in ein Sanatorium gebracht,

(Dös is a privates Spital für die reichen Leut)

dann kam ich mit einem ungarischen Krankenzug nach Budapest, wo mich meine gute Mutter zu sich nahm und zu Hause gesund pflegte. Die Wunde ist in vier Wochen ohne jede Komplikation —

(Dös hoaßt, daß ka Eiter net dazuakemman is)

geheilt. Vor Weihnachten ist meine Mutter krank geworden. Trotz der besten ärztlichen Hilfe mußte ich sie verlieren. Ich habe meine Mutter in der Weihnachtswoche begraben."

„Da arma Bub, hiatzt hat er a ka Muatterl mehr!" sagte der Rothschädel und schneuzte sich gewaltig.

„Viele geschäftliche Dinge waren zu erledigen. Unsere ausgedehnten Waldgüter in den Karpathen waren durch die Abtrennung Oberungarns von meinem Vaterlande teils unter tschechische, teils unter polnische Herrschaft gekommen. Meine Mutter hatte schon vorher mit einer englischen Holzfirma verhandelt, da sie diesen sehr großen Besitz allein nicht mehr beherrschen konnte. Ich muß noch sagen — damit Ihr, liebe Freunde, die Sache ganz versteht —, daß meine Mutter von Geburt eine Engländerin war —

(Na so was — a Engländerin!)

und viele Freunde und nahe Verwandte in England hatte.

Um kurz zu sein: ich habe den ganzen Besitz im Frühjahr noch rechtzeitig verkaufen können. Ich habe meinen übrigen

ungarischen Besitz in treue Hände gegeben und, da mein Geschlecht mit mir zu Ende geh: —

(Dös vasteh i net ganz. Vielleicht, daß a kane Verwandten mehr in Ungarn hat?)

mich auf Rat meines Onkels in England entschlossen, nach Kanada, in die englische Kolonie, auszuwandern, mich hier anzukaufen und mein Leben neu aufzubauen."

Recht hat a g'habt!" sagte der Fiederer.

„Ich habe den Verkauf so durchgeführt, daß mir hier, in Kanada, das Vorkaufsrecht auf ein Staatsterritorium —

(Dös woaß i net, was a da meint)

gesichert wurde. Ein solches habe ich auch angekauft. Es liegt etwa zweihundert Kilometer nördlich der großen Stadt Montreal und ist beiläufig fünfzig Quadratkilometer groß. Ein großer See ist in der Mitte, und sonst ist alles Urwald, der noch niemals gerodet worden ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorbereitung.

Skizze von **Gustav Kohne.**

Die Familie Ernst Scharnhorsts hatte das armselige Pachtgut Hämelnsee im Winkel von Weser und Aller verlassen und war in Bothmer bei Schwarmstedt gelandet, dort, wo sich die Leine in die Aller ergießt. Arm wie Kirchenmäuse kamen der frühere hannoversche Korporal bei den Nordheimer Dragonern, seine Frau Minna, geborene Tegtmeyer, und die fünf Kinder, unter denen Gerhard der älteste Sohn war, auf dem neuen Sitze an. Denn fast bis aufs Hemd waren die geringen Habseligkeiten von einem nächtlichen Brande in wilder Heideeinsamkeit verzehrt worden. Nur das Vieh und einiges Wirtschaftsgerät hatten die Flammen, denen außer den eigenen Hausgenossen niemand zu wehren vermochte, unbehelligt gelassen.

Trübe, ohne Hoffnung auf Sonne und Himmelsblau wie das Wetter dieser Herbsttage, war auch die Stimmung in der Familie Scharnhorst. Wieder einmal hieß es: Von vorn anfangen! Ob mit Erfolg, ob vergeblich, das wird die Zukunft lehren. Das hämische, erbarmungslose Schicksal läßt sich nun mal nicht in die Karten schauen. Darum arbeiten; arbeiten und abwarten, ob die Arbeit Korn oder Kaff in den Sack bringen wird.

Ernst Scharnhorst, das Oberhaupt der Familie, war an des Schicksals Tücke gewöhnt und hatte seine Kraft im Kampf mit ihm gestählt. Darum würde er auch jetzt in aller Ruhe und Gesetzheit abwarten, ob und in welcher Art es seine Laune an ihm auszulassen gedachte.

Den größten Tort könnte es ihm gewiß antun, wenn der nun schon so viele Jahre dauernde Prozeß um den Bordenauer Erbhof von Frau Minna Scharnhorst zu Gunsten der beiden Schwestern oder eigentlich der reichlich skrupellosen Schwäger, des windigen Pastors von Hoyerhagen an der Weser und des alkoholfreudigen Bürgermeisters von Rodenberg am Deister, verloren ginge. Die höchste Rechtsstelle des hannoverschen Kurfürstentums, das Appellationsgericht in Celle, hatte die Entscheidung zu treffen. Wie sie ausfiel, die Entscheidung, — wer konnte das wissen! Die pfiffigen Schwäger hatten Vater Johann David Tegtmeyer dermaßen zu beeinflussen gewußt, daß dessen Testament auch für den Rechtsgelehrten eine nicht eben leicht zu knackende Nuß geworden war. Ernst Scharnhorst erging sich nicht in übertriebenen Hoffnungen — er schritt auch nicht gebückt und kopfhängerisch durch die schweren Tage. Er arbeitete, sorgte sich und arbeitete.

Und die Arbeit und die Sorge wurden ganz von selber auch die Bestimmung der Kinder. Sie wuchsen, ohne daß sie es merkten, in die Welt ihrer Eltern hinein.

Gerhard, der älteste Sohn des Hauses, empfand ob seiner ganzen Veranlagung den Ernst der Verhältnisse wohl am meisten. Er war nun in dem Kirchlein in Bothmer, das kein halbes hundert Menschen in seinen engen Mauern zu fassen vermochte und unter dessen Fußboden sonderbarerweise die Verstorbenen der Gutsgemeinde bestattet wurden, konfirmiert worden.

Damit kam der Zeitpunkt, sich zu entscheiden, wie sein späteres Leben verlaufen sollte. Für ihn ein Beginnen von drückender Schwere. Denn wo gab es einen zweiten Jüngling seines Alters, in dem die verhaltene Sehnsucht so mächtig wirkte wie in seiner heißen, starken Seele? Wo einen Vierzehn-, Fünfzehnjährigen, der so klar wie er erkannte, daß neben der Befriedigung des Herzenswunsches auch die Pflicht zu erfüllen war? Soldat zu sein — welch ein Glück! Am frühen Morgen durch Tau und Tann hinauszureiten auf die braune Heide, zu zeigen, was „reiten" hieß und wie man ein Pferd behandeln muß, auch Kunde davon zu geben und Probe davon abzulegen, wie am unauffälligsten an den Feind heranzukommen war, wie man ihn zu täuschen und zu überlisten vermochte, wie man auch beweisen konnte, daß einem Manne nichts höher stehen durfte, als in Todesverachtung für Heimat, Volk und Vaterland zu kämpfen — ei, das war ein Leben, wie es köstlicher zu leben kaum einem Menschen möglich ist!

Aber dem Glanze gegenüber stand des Daseins trübe Alltäglichkeit. Gerhard sah und fühlte es mit bitterstem Weh im Herzen, wie Vater und Mutter sich Stunde für Stunde zu schinden und zu plagen hatten. Und nun sollte er sie bei all ihrer Arbeit im Stich lassen? Sollte davongehen und in ein Leben voll Lust und Freude treten? Wie könnte er's! Zudem wollte der Vater, der es doch über die unterste Stufe des Korporalsstandes hinausgebracht hatte und Quartiermeister geworden war, nichts vom Militärdienst wissen! Gar zu unredliche Elemente ließen sich vom Kalbfell der Werbetrommel anlocken. In der Gemeinschaft von Tagedieben, Abenteurern, Vagabunden konnte sich ein anständiger Mensch nicht wohl fühlen. Ja, wer die Mittel hatte, Offizier zu werden, durfte von Glück sagen! Für den hatte das Soldatenleben ein ganz anderes Aussehen. Aber seinen Gerhard Offizier werden zu lassen —?! Mit einem bitteren Auflachen wies Vater Ernst Scharnhorst den Gedanken nach dort zurück, wo er in Dunkelheit und Nacht den Anfang genommen hatte.

Arbeiten, Mistfahren, säen, mähen und wieder Mist fahren, pflügen, säen und mähen, das war die Bestimmung eines Vorwerkpächters und seiner Familie. Ja, wenn er den Prozeß gewönne und damit das — wenn auch nur kleine — Gut in Bordenau sein Eigentum würde, dann ließe sich über des ältesten Sohnes Wünsche reden.

Gerhard fügte sich. Seine Pflicht zu tun, war für ihn ein Gebot, das so fest und sicher dastand wie die vielhundertjährigen Eichen in dem von Bothmerschen Parke auf Gut II nebenan. Was fragten die Eichen nach Sonnenschein und Frühlingsluft! Was scherte sie Frost und Sturmgebraus zur Winterszeit! Sie wuchsen und entwickelten sich und bildeten ein Holz, das sie um die Länge des eigenen Lebens überdauern würde. Die Pflicht stand unverrückbar.

Aber sich heimlich, beim gelegentlichen Viehhüten, an den Winterabenden vor einem Krüsellichte oder einem Kerzenstummel und an den Sonntagnachmittagen in den Kenntnissen zu vervollkommen, Mathematik nach dem vom Hauptmann Flacke in Schwarmstedt erhaltenen Leitfaden zu treiben und sich unter des Pensionärs Mithilfe die französische Sprache soweit anzueignen, wie Zeit und Umstände es gestatteten, das konnte ihm niemand wehren, auch das eigene empfindsame Gewissen nicht.

In Celle war Verhandlung. Gerhard sowohl als auch die Eltern sahen dem Ergebnis fast ohne Anteilnahme entgegen. In den neun Jahren, die der Prozeß nun schon dauerte, hatte alles Hoffen und Fürchten die gärende Lebenskraft verloren.

Müde und abgehetzt von dem zweimal sechsstündigen Wege durch Heide und Bruch kehrte Vater Ernst Scharnhorst spät am Abend zu den Seinen zurück. Er wußte so gut wie nichts über den Stand der Dinge zu sagen. Noch immer blieb das Ende des Prozesses unabsehbar.

Gerhard biß die Zähne aufeinander. Dann schüttelte er alle Gefühlsanwandlungen stracks von sich ab. Er fuhr fort, Mist zu karren, den Dreschflegel zu schwingen und mathematische und sprachliche Übungen zu treiben. Bisweilen traten glänzende Uniformen, Reiterattacken, Kampfgewühl vor sein inneres Auge. Seine Blicke flammten auf, und die Muskeln strafften sich. Wie erschrocken kehrte er aber in der Regel in die Welt der ihn umgebenden Wirklichkeit zurück. — —

Wieder einmal hatte sich der Vater auf den Weg nach Celle gemacht. Hannover und Celle waren von Bothmer-

Schwarmstedt etwa gleich weit entfernt. Da in der Residenz des englisch-hannoverschen Kurstaates Verwandte wohnten und von ihnen eine Krankheitsnachricht eingelaufen war, nahm Gerhard an, daß sich der Vater gleich nach Mitternacht nach der Leinestadt begeben habe. Wie überrascht schaute er darum aus, als der Vater in der Abenddämmerung nicht von Süden her über die hölzerne Leinebrücke, sondern auf festem Wege von Osten her nach dem Dorfe zurückkehrte! Noch mehr aber wunderte es ihn, daß der Vater fröhlich wie ein junger, übermütiger Bursche mit der Peitsche knallte.

„Nanu . . .? Was . . . was ist denn . . .?"

„Mutter! Kinder! Der Prozeß ist gewonnen! Bordenau ist unser!"

Frau Wilhelmine schrie laut auf, und Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Vor Gerhards Blicken aber tauchte der eben fertig gewordene Wilhelmstein mit der Kriegsschule des Schaumburger Grafen auf, wovon ihm der Vater gelegentlich erzählt hatte. Sollte sein Traum Soldat zu werden, nun doch noch in Erfüllung gehen?! Noch am selben Abend eilte Gerhard Scharnhorst zu dem pensionierten Hauptmann Flacke in Schwarmstedt. Er hatte ja so Wichtiges mit ihm zu besprechen.

Meine Wirtin erzählt mir was.

Kleine Satire von **Robert Pfeiffer-Magdeburg.**

„... Und die, wissen Sie, die da das große Geschäft haben, die da die große Fabrik' haben... der hatte vor dem Kriege eine Frau aus sehr guter Familie. Sie war wohl die Tochter von einem großen Arzt, ich glaube von einem berühmten Augenarzt. Es war eine sehr feine Frau. Und auch der andere, der wohnte in der Villa daneben, es war eigentlich eine Doppelvilla. Das waren auch sehr feine Leute... Aber die Frau, die starb im Anfang des Krieges... oder später... na, es war so um die Zeit herum. Und damals, da wohnten die noch da in der Straße.... na, sagen Sie doch mal... na, Sie wissen doch, wo die Elektrische umbiegt. Da hatten die eine Villa zusammen, und dann erst zogen sie alle beide, wie die Frau tot war, nach der Straße, wo sie jetzt noch die Fabrik haben... na, sagen Sie doch mal, na, so... na, Sie wissen doch... wo's da nach den Friedhöfen rausgeht. Aber wie die Frau dann tot war, da ging das Geschäft auch nicht mehr so, und da haben sie dann den Doktor reingenommen in die Villa... Wissen Sie, vom Krankenhause den, den Direktor, na, sagen Sie doch mal, das ist doch so ein bekannter Mann, Professor... Ach, ich komme nicht drauf... Fräulein Möller war doch auch mal bei ihm in Behandlung. Der nahm doch so viel Geld, ich glaube, er nahm zehn Mark für einen Besuch. Ja und der wohnt nun jetzt mit in der Villa. Und der, dem die Frau gestorben war, der hatte gerade seine ganze Wohnung behalten, aber der andere, und das waren auch sehr feine Leute, die haben den größten Teil ihrer Wohnung abgegeben, eben an diesen Doktor, und der wohnt heute noch da. Ach, in der alten Wohnung von denen, wie oft bin ich da aus und eingegangen, es waren gute Bekannte von uns, er und mein Mann waren Vereinsbrüder. Und von dem anderen die Frau, die sich so eingeschränkt haben, ich meine mit ihrer Wohnung, die war meine Kränzelschwester, aber die ist nun schon lange tot... Und auf meiner Hochzeit war sie auch mit. Ach, da waren so viele Aufführungen... Die war im Gesangverein... Und auf der Bühne, da haben die Mädels damals, na, die meisten sind ja nun schon tot, die haben eine westfälische Spinnstube gemacht, und Maria Weißlose war auch dabei, die alte Dame, die immer noch herkommt. Und eben die Frau von dem, na, sagen Sie doch mal, von dem da, na, wie heißen die doch...? Na, die spätere Frau von dem, Sie wissen ja... die war auch dabei. Ach, was war denn das für eine geborene?... Ja, ich komme nicht auf den Namen . . . Die war aus der großen Fabrik da in der Neustadt, na... Sie wissen doch, die ganz große Fabrik... Ja, und die waren wieder verwandt oder verschwägert mit dem reichen Amtsrat da in der Börde... und die wieder mit dem Bankier, der auch nicht mehr besteht, das Geschäft wenigstens, das gehört jetzt der Berliner Bank. Ob er noch lebt, weiß ich nicht, aber ich glaube es kaum. Ach, das waren so feine Leute, und mein Bruder, der lobte die alle so . . . Der sagte immer, die Frau (er meinte die alte Frau, er meinte von dem hier die Mutter aus Neustadt, aus der Fabrik), die lebte für ihre Verhältnisse viel zu bescheiden. Und ihr Bruder, das war auch ein großer Zuckermensch, daher wußte mein Bruder so gut Bescheid. Ach, und die waren so einfach und auch die Tochter, was meine Kränzelschwester war, so einfach und so streng erzogen. Und die beiden, denen die Fabrik gehörte, die vertrugen sich sehr gut, so lange die Frau noch lebte, von dem einen wissen Sie, die Tochter von dem Augenarzt . . .die war aus sehr guter Familie . . . Und dann hat der Mann nun wieder geheiratet und — wissen Sie wen? . . . Ein ganz einfaches Mädchen . . . Aus Burg war sie, und ihr Vater war in der Schuhfabrik . . . Der Mann, der die Tochter von dem Augenarzt hatte . . . so ein einfaches Mädchen . . . direkt ungebildet war sie . . . ganz ungebildet . . . und wohnt jetzt mit in der Villa . . .!"

— — „Schrecklich!" sagte ich.

 **Bunte Chronik** 

Schneebeeren töten ein Zwillingspaar.

Einen tragischen Tod fanden zwei Zwillingskinder, die in dem deutsch-böhmischen Dorf Probstau „Schneebeeren" naschten. Die kleinen $2^1/_2$ Jahre alten Mädchen stießen zwischen den Büschen des Schulgartens, in den sie unbeaufsichtigt geraten waren auf die leuchtend weißen Schneebeeren, oder, wie sie der Botaniker nennt, Heckenkirschen. Alle Kinder kennen sie, denn sie werden meist beim Spielen als Knallfrücht benutzt. Man wirft sie auf den Boden und tritt mit dem Fuß darauf, dann gibt es einen kleinen Knall, und alles ist seelig. Die beiden kleinen Mädchen wußten nichts von dem Knall. Sie nahmen die Beeren erst einmal zur Probe in den Mund, und da sie ihnen schmeckten, verzehrten sie gleich eine größere Menge. Bald nach dem Genuß der Beeren stellte sich bei beiden eine schwere Darmerkrankung ein, verbunden mit Fieber und Erbrechen. Und obwohl ärztliche Hilfe vorhanden war, vermochten die kleinen Körperchen dem Ansturm des Giftes nicht standzuhalten. Nach drei Tagen waren die Zwillingsschwestern tot.

 **Lustige Ecke** 



„Mama, darf ich Herrn Biermann vorstellen, mit dem ich heute Vormittag zusammen Sonnenbad genommen habe!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p. beide in Bromberg.